

Nr. 10. | Bromberg, den 12. Januar | 1929.



Roman von **Rudolph Stratz.**

9. Fortsetzung.

Aus den beiden Gießener Burschen von vorhin im Hof des „wilden Mannes“ war ein halbes Dutzend geworden. Die verwilderten Gesellen trabten, in ihren verschnürten Pikeschen, Schlapphüte über den wirren Haarsträhnen, die langen Pfeifen im Stiefelschaft, auf ihren hageren Mietsklepperu im Abstand einiger Büchsenschüsse die Landstraße daher. Der Kandidat Wisselinck beobachtete sie finster.

Die Herren Studiosen von der althessischen Nation halten sich treu wie die Pudel hinter unserem Wagen! Ich furchte, wenn ich sie in litteris examinierte, würde es gehen wie mit dem falschen Kapuziner, und es käme ein Pikett Husaren im Scholarenkleid zum Vorschein!“

„Können wir nicht rechts von der Straße in die Berge abbiegen?“

„Wir kämen auf ganz heißen Boden! Der hohe Herr Rheinbundfürst von Praunheim-Kestrich ist eingeschworener Napoleonsdiener und General in der Großen Armee!“

„Und er regiert dort drüben?“

„Es ist nicht sein Stammland, sondern die Reichsgrafschaft Praunheim-Krähenstein, über die er sich, mit Pariser Permiß, die Souveränité angemaßt hat!“

„Sie sind gut unterrichtet!“

„Durch einen Zufall, Mylord! Über Tilsit führte mich die Fortüne des Kriegsgetümmels kürzlich mit der jungen Gräfin Praunheim zusammen, die sich bei Bonaparte über die Gewalttätigkeit ihres Vetters, des Fürsten beschwerte. Wenn die Wegbeschreibung, die ich einholte, nicht trügt, müssen wir in Bälde Schloß und Flecken Krähenstein in mäßiger Entfernung passieren!“

Aus dem bleichen Dunst über den flachen, grünen Rücken des Odenwaldes war eine schwer aufsteigende Wand von nächtigem Wettergewölk geworden. Sie brütete, dumpf grollend, im Osten über den Bergen, während im Westen noch die Abendsonne das spitzgiebelige, altertümliche Städtchen und die darüber gelagerte mittelalterliche Feste Krähenstein mit rötlichen Lichtern vergoldete. Das sechsstöckige, plumpe Turmgefüge des Schlosses leuchtete vor dem blauschwarzen Himmel, vorn grell vom sinkenden Tag beschienen, in einem nicht mehr altersgrauen, sondern geisterhaft weißen Glast. Juel Wisselinck hatte dem Kutscher einen Wink gegeben, zu halten. Er schaute schweigend nach dem Schloß hinüber, dann nach der Reitergruppe auf der Landstraße. „Sie haben zugleich mit uns haltgemacht!“ sagte er. Der Lord griff mißtrauisch nach den Geheimbriefen im Schlitz seiner bunten Plüschweste und horchte in die Abendstille.

„Was ist das für ein Getrommel in dem Städtchen ...? Und Sturmläuten oben auf dem Schloß?“

„Vermutlich zu Ehren des Rheinbundkommissars Lambert, der heute die Krähensteinschen Hausdokumente beschlagnahmen soll!“ Juel Wisselinck unterdrückte einen Abschiedsblick auf das Schloß Krähenstein und nickte dem Hauderer zu, weiterzufahren. Sofort setzten sich auch hinten die Studenten wieder in Trab. Der Reisewagen rollte in das vom ersten Wetterleuchten überhuschte Abendgrauen des Odenwaldes hinein. Das Rasseln seiner Räder verschlang das ferne Trommelgewirbel.

Das Märtche, die blonde dralle Zofe, hatte drinnen im Städtchen die Trommel umgehängt und ließ aus Leibeskräften die Schlegel auf dem Kalbfell tanzen. Ihre Herrin, die hübsche, junge Reichsgräfin Eliza Praunheim, stiefelte vor ihr über die Pfützen und Pflasterlöcher der krummen Gassen ihrer Residenz. Sie trug, nach der Mode des Jahres, ein kriegerisches, hohes, schwarzsamtnes Ofenrohr auf dem Kopf, von dem eine steile, weiße Turnierfeder wippte und einen buntgegitterten, indischen Schal um die schmalen Schultern. In der Linken hielt sie die Schleppe ihres langen, hochgegürteten Empirekleids aus wehendem, weißem Musselin, die Rechte reckte sie leidenschaftlich in die Luft. Ihre helle Stimme übertönte das Gesprudel des zopfigen Brunnens auf dem Marktplatz.

„Auf, wem tausendjährige Krähensteinsche Libertät teuer ist! Der Generalkommissar Lambert ist unterwegs, um sie, ohne Vorwissen des Kaisers der Franzosen, für unseren verräterischen Vetter, den Fürsten Viktor, zu rauben! Er soll nicht reüssieren, wenn wir Krähensteiner couragiert zusammenhalten! Lieber tot als Praunheim-Kestrich'sch!“

Die Bürger standen stumpf in den Haustoren. Die Kinder gafften mit offenen Mäulern auf der Gasse. Die Frauen guckten ängstlich aus dem Fenster. Die dunkeln Augen der Reichsgräfin funkelten feucht vor Zorn.

„O Schand' über Schand'! Ihr wollt Krähesteiner sei'! Allons, ihr Schote!“ Die junge Standesherrin tat einen Sprung wie eine gereizte Katze und zog den nächsten Bürger am Schlafittich aus dem Dunkel seines Lädchens. „Ist Er hochgräflicher Hoffäckler, Schilling, oder nit? Dann folg' Er mir! Ist Er Hofschuster — Burk? Vorwärts marsch mit Ihm! ... Ist Er nit gräflicher Leibbader und hat die Ehr', mei' Grand'maman zu schröpfe und zu purgiere? Bei mit Euch allen, Ihr Angsthase!“

„Trommel', Märtche, trommel'! Jetzt wolle wir 'mal die Judde schnicke!“ Die Gräfin Eliza stürmte mit ihrer Schar in die Judengasse. „Hopla —“ Sie holte den dicken Getreidehändler Hiob Hirschhorn aus seinem Haus. „Wozu ist Er hochgräflicher Schutzjud? ... Als bei mit dem Feist Selig aus seinem Kramlädche! ... So e Simson wie der Mendel Wolf ...“ Sie trieb den breitschulterigen Viehhändler vor sich her. „Jetzt werde wir schon mehr! Bravo! Da kommt der Türke-Lutz!“ Sie schüttelte dem alten, stelzbeinigen K. K. Kroaten die Hand und wies begeistert nach vorn. „Jetzt marschiere wir in die Vorstadt und mache die Lumpebagasch' mobil! ... Ob du beigehst, Schorsch, oder ich lass' dich heilig nit mehr wildern! Kipfele — du darfst mir nie mehr englischen Kaffee schmuggeln — du weißt, der Napoleon hat's verbote ... Wer springt denn da nach der Retirad'?“ Die Reichsgräfin erhaschte den Eierkrämer am Rockschoß. „Wenn du noch ei'mal den gestohlenen Kattun von den Odewälder Nachtdieb' an die Bauern verkaufst ... Vivat! Da kommt der Schloßmüller mit seinen Knechten! Und der Vater Philipp von seinen Schafen weg! Jetzt sind wir schon ein Sturmhaufe! ... Folgt mir nur, Kinder! Ich hab' ein adlig Geblüt!“

Der Zug von Hofhandwerkern, Schmugglern, Schutzjuden, Hehlern und Stehlern bewegte sich kriegerisch den Schloßberg aufwärts. An dessen Fuß stand auf freiem Feld der Gutleuthof, einst, im Mittelalter, das Haus der Aussätzigen, jetzt eine üble Herberge an der Heerstraße. Neben ihr hatte eine landfahrende Zigeunerherde ihr Lager aufgeschlagen. Innen im Saal fiedelten die Geigen der braunen Kerle in das Grollen des aufsteigenden Wetters. Schwefelgelber Blitzschein überhuschte im Dämmergrauen des Saales das Getümmel der Tanzenden, durch das die Reichsgräfin Eliza mit rücksichtslosen Püffen bis zu einem

bacchantisch in der Mitte hüpfenden jungen Mann vordrang. Er war ein großer, rosiger Bursche mit eng beisammenstehenden kleinen Augen und niedriger Stirn. Der schlecht gepuderte Haarbeutel hing ihm schief in den Nacken. Schnupftabakkörner sprenkelten das kostbare Spitzenjabot und die rosaseidene Weste, Pfeifenasche und Strohhalme den langen, vorn offenen Rock von moosgrünem Samt. Die weiten, weißen, an den Waden geknöpften Hosen waren von Rotweinspritzern bekleckert. Der Tänzer bläckte, sich anmutig in den Hüften wiegend, der Landesherrin Eliza die Zunge und schwang graziös die Beine in ihren rotweiß geringelten Strümpfen und schweren Silberschnallenschuhen. Eine zornig gekrallte Mädchenhand beutelte ihn von hinten wie eine Ratte, bis er stand.

„Und das will mein Bruder sein!“ sagte die junge Reichsgräfin atemlos auf französisch. „Das ist der regierende Souverän von Krähenstein! Oben auf dem Schloß wollen sie uns unsere Dokumente rauben, daß ich nachher im Herbst in Paris mit leeren Händen vor Napoleon steh' . . . und hier walzt ein Kasimir VII. mit einem schmutzigen Tier von einer Zigeunerin!“

„Ich lehre die Katze Monaco tanzen!“ Der Graf Kasimir von Praunheim gab der braunen Dirne einen wohlwollenden Klaps rückwärts auf den roten Rock. „Man tanzt in Paris nur noch Monaco und Trenitz. Ich hab' es diese Woche den halben Rhein entlang getanzt!“

„. . . und jetzt hier unter dieser Crapüle von Ladendienern und Mamsells aus dem Städtchen — Scherenschleifern — Schenkmädchen — Fuhrknechten — Schämst du dich denn nicht vor unseren Untertanen?“

„Ich steige zum Volk hernieder!“ Graf Kasimir klatschte in die Hände und befeuerte den Takt der Tanzenden. „Gestern bewegte ich mich noch in Frankfurt in der Noblesse.“

„Das heißt am Pharotisch, mit französischen Offizieren und Nassauer Kammerjunkern!“

„Das war in Mainz . . . mit den Dalbergschen Domherren . . .“ Der ältere Bruder der jungen Praunheimerin kletterte auf den Tisch und tanzte da oben für sich die Sarabande, leutselig dem Völkchen unten Kußhände zuwerfend. Die Standesherrin drehte sich auf den Stöckelschuhen um. Sie lief mit geballten Fäusten ins Freie. Vor ihr zog ihr Aufgebot im Zickzack den Berg empor. Sie eilte steil bergaufwärts an ihm vorbei. Sie hastete durch eine Seitenpforte in das Schloß, eine Wendeltreppe hinauf, in den großen Bibliotheksaal. Am Fenster, zwischen schweinsledernen Schmökern, saß da ein blasser junger Mann in mausgrauem Schlafrock, den Gänsekiel hinterm Ohr des perückelosen Kopfes und nickte der Hereinstürmenden verklärt zu.

„Ich behalte doch recht, Lisett'!“ sagte er. „Dieser Sigifridus nobilis, der 1251 als Landkomtur des Deutschen Ordens in Neidenburg erscheint . . .“

„Ach — steig mir den Buckel 'nauf — jetzt — mit deinen Ahnen, Hyazinth!“ schrie die Gräfin wild. „Wir Lebende trage' heut unsere Haut zu Markt!“

„Wenn dieser Siegfried wirklich ein Sohn des ministerialis imperii Wolfhart II. wäre . . .“

„Der Gemeindekommissar Lambert ist mit Brecheisen und Gerichtssiegeln unterwegs!“

„Das mußt du meinem älteren Bruder sagen. Der Kasimir regiert — Gott sei Dank — und nicht ich! . . . Also — dann wäre gemeldeter Sifridus ein richtiger Oheim Alnoberts I., mit dem als dominus de Prawnheim die Geschlechtsfolge turniergerecht weitergeht . . .“

„Und das sind jetzt dem Aff' seine Sorge! Herrgott — wär' ich ein Mann!“ Die Reichsgräfin Eliza hob die Hände zum Himmel. Sie rannte aus dem feierlich-stillen, kühlen Büchersaal. Sie lief die Gänge entlang. Sie stürzte, unter dem Gekreisch des Papageis, dem Gekläff des Wachthündchens, in ein heißes, kleines Rokokozimmer. Die Grand'maman, die, ihr Schälchen Schokolade in der welken Rechten, mit der Linken sich fächernd, drinnen steil aufrecht auf einem Tabouret saß, drehte ihr verweisend den kleinen, uralten, verwitterten Vogelkopf zu.

„Ja — die gute alte Zeit, liebe Krickenberg!“ sprach sie dann mit ihrer gläsernen, feinen Stimme weiter zu ihrer Hofdame. „Nach der spanischen Etikette am Wiener Hof wurde das Becken zum Händewaschen vor der Tafel, mit der angenäßten Serviette, nur den durchlauchtigsten Herrschaften auf vergoldetem Teller — allen anderen nur auf silberner Platte serviert.“

„Grand'maman . . . warum hat der Herrgott aus mir e' Frauenzimmer geschafft?“

„Die Hofjunker gaben die Becken an die Kammerherren! Die Kammerherren an die Marschälle, die Marschälle den allerhöchsten Personen . . .“

„Ich bin doch weiß Gott der letzte Mann im Hause Krähenstein!“

„. . . und ebenso präsentierten nach aufgehobener Tafel die Silberdiener den Pagen wieder die mit Orangenblütenwasser gefüllte Mundkanne . . .“

Die Reichsgräfin schmiß die Türe zu, daß die Gobelins an den Wänden wehten. Sie stob in den Hof hinab. Dort war eben, das trommelnde Martche voran, ihr Heerbann einmarschiert. Oben, im Glockenstuhl des ehemaligen Bergfrieds, läutete ihre Hofjungfer immer noch Sturm. Eliza Praunheim legte die hohlen Hände an den Mund.

„Komm' Sie herunter, Borbach!“ schrie sie. „Und ihr da unte . . . rasch . . . in die Händ' gespuckt! Das Tor zu! Die Eisenriegel vor . . . So . . . was krabbeln kann, jetzt auf das Mäuerle!“

Oben auf der Zinnenkrönung blies der Léon, der gräflich Krähensteinsche baumlange, schon fünfundzwanzigjährige Hofpage mißtönend in ein Hifthorn aus dem Dreißigjährigen Krieg. Neben dem pausbäckigen, stoppelbärtigen Schürzenjäger stand der Küchelbäck, der diebische Haushofmeister, mit einer Donnerbüchse, der versoffene alte Kammerhusar Paulick, einen rostigen Säbel in der Faust, der betrügerische Forstrendant Kürbitz, die lange Steinschloßflinte schußbereit. Die Reichsgräfin Eliza kletterte, die Empireschleppe über die Schulter geworfen, auf einer Leiter zu der Mauerhöhe empor. Die Hände in den Hüften, pflanzte sie sich oben vor ihre Streitknechte, weiß wie ein wehender Strich in ihrem sturmflatternden Musselin vor der schwarzen Wetterwand, und schaute, während schon die ersten Regentropfen niederklatschten, herausfordernd auf den feisten Monsieur Lambert mit seinem halben Dutzend aus den Kaleschen gestiegenen Rheinbundschergen unten hinab.

„Ich besorge, der Herr Generalkommissar wird naß!“ rief sie in hellem Französisch. „Hier ist kein Einlaß!“

„Madame . . .“

„Wir Krähensteiner haben kein Geld, die Messieurs de Fischlert und Durand de St. André als Unterhändler zu bezahlen, wie das der Landgrave de Darmstadt und die Prinzen von Kyrbourg und Isenbourg vermögen . . .“

„Madame . . . ich warne Sie . . .“

„Wir Krähensteiner wehren uns selber unserer Haut!“

„Ich warne Sie — bei dem Zorn des Kaisers . . .“

„. . . der Sie treffen wird! Denn der Kaiser selber hat sich die Entscheidung vorbehalten!“

„Woher wissen Sie das?“

„Aus dem eigenen Munde Seiner Majestät, im Lager von Tilsit! . . .“ Die junge Reichsgräfin beugte sich weit vor und verstärkte ihre Stimme, um den polternden Donner zu überschreien. „Unzweifelhaft erreicht Sie in den nächsten Tagen noch der Befehl mit dem Handzeichen Napoleons . . . Spute sich der Herr Generalkommissar nach seinem Wagen. Das Wetter bricht los!“

Ein Wolkenbruch schwemmte vom Himmel. Eliza Praunheim ließ sich ruhig volldreschen. Sie stand wie eine gebadete Katze, in ihrem naß an dem schlanken Körper klebenden Empirefähnchen, die Arme, gleich Napoleon, über der hochgegürteten Brust gekreuzt, und schaute stolz den davonrollenden Kutschen nach.

„Da fährt unser Totengräber retour, Türke-Lutz!“ sagte sie zu dem einbeinigen K. K. Kroaten und Hühnerdieb, der allein neben ihr in Blitz und Donner ausgeharrt hatte. „Krähenstein ist gerettet! Herrgottdunnerle ja, jetzt mach' ich aber, daß ich ins Schloß komm'! Der Himmel kommt ja runner!“

Der Odenwald war ein strömendes Meer. Die Landstraße schwamm. Die vier Gäule vor dem Reisewagen des Lord John March trabten triefend durch die Pfützen. Juel Wisselinck steckte aus dem hochgeschlagenen Halbverdeck den Kopf seitlings unter die Dachtraufe hinaus, die von den Lederfalten niederrann, und spähte rückwärts.

„Die Kerle halten sich trotz des Hundewetters hinter uns!“ sagte er. Hufschläge galoppierender Gäule klatschten näher. Die Schatten von ein paar Reitern glitten an der Kutsche vorüber und verschwanden, ohne sich um sie zu kümmern, vorn in eine schon nachtfinstere Talenge zwischen steilen Buchenhängen, in die der Fahrweg wie in einen Keller hineinlief.

„Dort ist der Hinterhalt! Drei vor uns, drei hinter uns! Wir sind in der Zwickmühle!“ Der Lord spannte phlegmatisch den Feuerhahn seiner Pistole. Juel Wisselinck sprang aus dem Wagen. Er packte die beiden Vorderpferde am Gestänge und lenkte sie, rückwärts tretend, in den Wald hinein.

„Wir müssen von der Straße weg! Da ist eine Art Holzweg! Gleichviel, wohin er führt! Los!“

Er schwang sich auf den Bock und nahm dem Hauderer Zügel und Peitsche aus der Hand. Die Pferde trotteten im Dunkel Schritt für Schritt auf dem schwammigen Moosboden dahin. Der Ostpreuße drehte sich um und zeigte in der grellen Lohe eines Blitzes lachend dem Lord die weißen Zähne.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Schlegel.

Zu seinem 100. Todestage am 12. Januar 1929.

Von Dr. Ludwig Hartmann.

Man nennt Friedrich Schlegel gern den „philosophischen Wortführer der Romantik“. Und wenn man auch nicht gut von einer „Begründung der romantischen Schule“ sprechen kann, weil eben die Ausdrücke „Begründung“ und „Schule“ sich auf solche Bewegungen nicht anwenden lassen, so sind es doch die beiden Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel gewesen, die erstmalig in ihrer 1798 gegründeten Zeitschrift „Athenäum“ die Ideen der Romantik als solche zum Ausdruck gebracht haben. Während der um fünf Jahre ältere Bruder August Wilhelm die größere Arbeitsfreudigkeit besaß, war der 1772 geborene Friedrich die eigentliche Führernatur; doch fehlte diesem glänzenden Geist die Lust und die Kraft, etwas Vollständiges und Abgeschlossenes zu schaffen. Schon sein erstes Werk „Griechen und Römer, historisch-kritische Versuche über das klassische Altertum“ gedieh über den ersten Band, der im Jahre 1797 erschien, nicht hinaus; auch die „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer“ (1798) kam nicht zur Vollendung. Aber die Erkenntnisse und Ideen, die Friedrich Schlegel bei seiner Betrachtung der Antike entwickelte, sind durchaus bahnbrechend gewesen und haben bis auf unsere Zeit fortgewirkt. Ihm gebührt auch das Verdienst, besonders durch seine Aufsätze über Goethes „Wilhelm Meister“, als erster das Wesen und die Größe des Olympiers erforscht und der damaligen Jugend vor Augen geführt zu haben.

Der Zeitschrift „Athenäum“ war nur eine kurze Lebensdauer — von 1798 bis 1800 — beschieden, und doch gehört sie zu dem Bedeutungsvollsten überhaupt, was die Deutsche Literatur hervorgebracht hat, weil Wesen und Grundsätze der romantischen Bewegung darin als abgeschlossenes Ganzes dargetan sind: ihr Bestreben, der „Bildung Strahlen all in eins zu fassen“, das Alltagsleben mit Poesie zu erfüllen und Zopf und Philistertum daraus zu vertreiben, an die Stelle der von der französischen Revolution auf den Schild erhobenen Göttin Vernunft wieder die Religion in ihre altgeheiligten Rechte als Mittelpunkt und treibende Kraft aller geistigen Bewegung einzusetzen. Mit Schärfe wandte sich Schlegel gegen die Berliner Aufklärer. In den „Fragmenten“, in seinen Arbeiten für das „Athenäum“ zeigt sich seine eigentliche Bedeutung als die des „philosophischen Wortführers der Romantik.“

Wenig Ruhm brachte ihm dagegen der Roman „Lucinde“; in ihm zeigen sich allzu sehr die Schattenseiten des sonst von poetischem Glanze verklärten ramantischen Lebensideals: das Fehlen der ethischen Weltanschauung. Die liebenswürdige Diesseitigkeit und anmutige Ungebundenheit arten zur schrankenlosen Freiheit des Einzelmenschen aus. Der Roman bildete für die vielen Feinde, die Schlegel sich durch seine rücksichtslosen Kritiken erworben hatte, einen willkommenen Angriffspunkt. Kein Wunder also, daß auch dies Werk ein Bruchstück blieb.

So sprunghaft und ziellos wie sein literarisches Schaffen war der äußere Lebensgang Schlegels, und dem entsprachen auch die chronischen finanziellen Nöte des Dichters. Aus dem tollen Treiben seiner Leipziger Studentenzeit retteten ihn der ältere Bruder und dessen Verlobte Karoline. In Berlin gewann er Zutritt zu den literarischen Salons der Henriette Herz, Rahel Levin und Dorothea Veit. Der Roman „Lucinde“ galt vor allem der Darstellung seines Verhältnisses zu Dorothea; sie trennte sich von ihrem Manne und folgte dem Dichter nach Jena, wo sich damals alle bedeutenden Männer der romantischen Lebensanschauung um die beiden zusammenfanden: August Wilhelm Schlegel, Fichte, Schelling, Tieck, Novalis und andere. Dann zerstob der Freundeskreis, Friedrich trieb in Paris persische und indische Studien. Im Jahre 1804 ließ sich Dorothea taufen, so daß die kirchliche Weihe ihres Herzensbundes erfolgen konnte. Vier Jahre später traten beide zur katholischen Kirche über, nachdem Friedrich früher lange Zeit davon geschwärmt hatte, die christlichen Bekenntnisse wieder zu vereinigen. Nach 1809 glückte es dem Dichter, im Dienste des Metternichschen Kabinetts vorübergehend Anstellung zu finden. Sein literarisches Schaffen war längst im Dunkel religiöser Schwärmerei untergegangen, als er am 12. Januar 1829 die Augen für immer schloß.

Das Stückwerk seines literarischen Schaffens schlummert nur noch im Bewußtsein des Literarhistorikers. Sein Name ist als der eines Künders und Wegbereiters der Romantik lebendig geblieben.

Als „Greenhorn“ in Amerika.

Von Alfred Kühnemann.

Armer Ankömmling im gelobten Lande, der du nur aus Büchern von seinen paradiesischen Zuständen gelesen hast! Du bist entsetzt, wenn dir das erste Mal der amerikanische Odem in die Nase geblasen wird.

Nachdem du wie ein Kaugummi aus dem Maule einer amerikanischen Verkehrsgesellschaft ausgespien worden bist — speie aber nicht selbst in einen Wagen, denn das kostet dich 500 Dollar Strafe oder ein Jahr Gefängnis — und nachdem gütige, wenn auch teure Negerarmee dich Fassungslosen eilends mit deinem Gepäck in ein Auto geschoben haben und du, immer noch Ungesammelter, Erschütterter, sicher aus wogendem, unentzifferbarem Gewühle im Hotel gelandet bist, nimmst du zunächst ein Bad zur Besinnung und Festigung und trittst dann erst der Bekanntschaft mit den neuen Objekten näher.

Bist du noch nie in deinem Leben einem Wolkenkratzer vorgestellt worden, so prallst du sicher zurück, wenn jetzt der erste Riese seine monumentale Visitenkarte abgibt. Du fühlst merklich die ersten Stadien einer Schrumpfung deiner sogenannten Persönlichkeit, die im guten alten Europa immer noch so viel gilt. Hier wird dafür gar nichts bezahlt. Du bist gleich tausend anderen in einem Riesenquader verpackt und zählst von jetzt ab als Paketnummer. Bist du die Nummer 1825, so heißt das einfach, daß du im 18. Stock das 25. Zimmer bewohnst. Weiter nichts.

Rege dich nicht über diese Gleichmacherei auf. Nirgends wird so wenig lamentiert wie in Amerika. Niemand hört auf dein Geschrei, wenn dir in der Mühle der amerikanischen Uniformität die Glieder geknackt werden. In kurzer Zeit wirst du zu einem Normaltypus gepreßt. Mit dem Tragen einer bestimmten Kragenform und der Gürtelhose fängt es an, mit der standardisierten Lektüre der Saturday Evening Post am Wochenende hört es auf. Ob du in einem reichen oder armen Hause zu Gast bist, ob du am Pazifik oder Atlantik herumreist, überall wirst du wie hypnotisiert in den Bann der gleichen Gewohnheiten gezogen.

Alles ist anders in Amerika. Das hattest du schon in Europa gehört. Aber trotzdem läuft es dir kalt über die Haut, wenn du feststellst, daß in attischen Tempeln Bankiers ihre profane Tätigkeit ausüben, daß himmelan strebende gotische Bauwerke Kathedralen des Handels genannt werden, daß ein französisches Schloß eine Schweinefleischpackerei beherbergt, daß große Kirchen in Geschäftshäusern liegen und neben Kino, Restaurant und Barbierladen ihre Pforten öffnen. Es herrscht ein barbarisches Durcheinander. Tröste dich mit der Einsicht, daß du in einem Lande ungehemmter Jugendhaftigkeit weilst, wo man aus der großen europäischen Kulturtruhe wahllos die Trümpfe heraus gegriffen und, unbelastet durch überkommene Vorurteile, eine andere Welt mit der Devise aufgebaut hat: „Füllt neuen Wein in alte Schläuche“.

Dich packt es immer wieder angesichts der wuchtigen, gigantischen Baumassen, die wie Felsenburgen aus der Erde wachsen. Gib dich keiner Täuschung hin, erwarte nicht, daß ein Ritterfräulein dir aus blumengeschmücktem Fenster winkt. Das amerikanische Girl, das diese Burgen bevölkert, kennt keine Romantik. Elegant und geschmeidig, bemalt und in Seide gehüllt, trippelt es hochstrümpfig in den Geschäftskorridoren herum und zahlt kühl seinen Tribut an die veränderte Zivilisation.

Der amerikanische Reichtum ist sprichwörtlich geworden. Aber bilde dir nun nicht ein, daß alle amerikanischen Straßen von stolzen Riesenbauten flankiert seien, die das hohe Lied des amerikanischen Erfolges singen. Nach kaum fünf Minuten Weg von manchen Prachtgestalten bist du in einem mehr oder minder verelendeten Viertel, die gleich Schwären auf schönen Körpern sitzen. Hier lebt ein immer hoffnungsfreudiges Einwanderervölkchen, das von seinem Start zur Dollarjagd träumt und doch nur aus Dreck und Elend den Hals empor recken kann. Zwei-Cent-Getränke auf den Straßen geben dir den Wohlstandsindex an.

Trotzdem erwartest du mit Spannung die Segnungen des amerikanischen Komforts, von dem man dir in Europa so viel erzählt hat. Eine maßlos aufgeregte Reklame beschäftigt sich allerorts mit deinem Wohlergehen. Myriaden von Reklamezeichen hämmern dir auf Schritt und Tritt ins Gehirn ein, daß Gasöfen, Phonographen, Dauerwellen und Konservenspeisen, Kaugummi und Eisgetränke nur zu deinem Wohle hergestellt worden sind. Diesem beständigen Angriff kannst du nicht standhalten; du kaufst aus Verzweiflung lauter Dinge, nur um die aufdringlichen Geister zu bannen. Mit tausend Zungen wird dir klar gemacht, wie du sogar Wissenschaft, Kunst und Religion zu deinem Komfort gestalten darfst. Schließlich bist du so weit erweicht, daß

du selbst die Geschichte der Philosophie als Unterhaltungslektüre in der Untergrundbahn lesen und die geheiligten Sätze einer Beethovenschen Symphonie beim Strumpfkauf im Warenhaus genießen kannst. In diesem Zustande erstaunst du dann nicht mehr, daß sich auch Heer und Flotte, sogar die Kirchen derselben Werbetrommel auf den Straßen bedienen.

Aber trotz allem Geschrei um deine Wohlfahrt findest du nirgends wohliges Behagen. Amerika ist ein Land größter Unbehaglichkeiten. Du würdest es in einem Beduinenzelt der Sahara komfortabler finden als in einem amerikanischen Restaurant, in dessen klappernder Maschinerie dir der Magen automatisch gefüllt wird. Wohlbehagen entdeckst du auch nicht an jenen verschwiegenen Flüsterplätzen im „trockenen“ Amerika, die „naß“ wie die Niagarafälle sind und wo du trotz Prohibition in der Skala der Spirituosen vom Fuselöl bis zum Sekt je nach deiner finanziellen Stärke aufsteigen kannst. Alles, was du ißt und trinkst, was du liest, hörst und siehst, was du liebst oder worüber du lachst, alles hängt von der beherrschenden Macht der Maschine ab. Sie jagt dich wie ein Hund den Hasen über das Lebensfeld, sie zerrt dich immer wieder in ihre ruhelose Wirklichkeit, sie gibt auch deinen Mußestunden einen Inhalt, indem sie Sturzbäche von Film-, Jazz- und Radiowellen über deinen Lebensmotor laufen läßt, der dadurch in Bewegung erhalten bleiben will. In diesem Zustand beharrender Rotation kannst du schnell arbeiten, essen und denken. Alles lernt sich im Eiltempo. In einer Woche kannst du Bäcker, in zwei Wochen Koch werden. Novellen und Romane werden dir in Bruchstücken mit Angabe der Lesedauer gereicht. Du kannst sie mit der Stoppuhr erledigen. Du bist mit deinem innern und äußern Menschen zu einem Verkehrsobjekt geworden.

Jetzt flößt dir auch der Straßenverkehr keinen heillosen Respekt mehr ein wie in den ersten Tagen. Daß zwischen Pazifik und Atlantik durchschnittlich jede 42. Sekunde ein Verkehrsopfer als verletzt oder getötet verzeichnet wird, nimmst du jetzt als eine einfache Folgerichtigkeit hin. Daß dieser gefräßigen Schlange, deren lebendige Glieder sich blockweise vorwärts schieben und die zu durchbrechen dir bei Androhung von Polizeistrafe nur an den Straßenecken erlaubt ist, alles geopfert wird, ist eine Selbstverständlichkeit. Ohne Bedenken werden Häuser zurückgefahren oder wie Kuchen durchgeschnitten, wenn sie dem Ungeheuer im Wege stehen.

Mehr als 20 Millionen Autos bevölkern die Straßen der Staaten. Sicher ist, daß der Amerikaner durch die große Aufdringlichkeit dieser Erscheinung eine ganz neue Haltung zu seinem „Wagen“ gewonnen hat, der ihm vom Gefährt zum Gefährten geworden ist und sein volles Recht auf Lebensgeschichte besitzt.

Armes „Greenhorn“, du bist entsetzt ob aller Aussichten, die dir das gelobte Land eröffnet. Aber lasse dich zum Trost noch einmal blenden, und, bricht der Abend herein, versäume es nicht, in das Wolkenkratzerviertel zu tauchen. Es lohnt sich. Mit verschwenderischer Lichtfülle angetan, zeigen sich dir jetzt die Giganten im abendlichen Festgewand. Glühbirnenketten spielen gleich Juwelen auf ihren dunklen Leibern. Andere wieder rekeln sich stolz in taghellen Frontalbeleuchtung. Ein unerhörter Lichtrausch erfaßt das ganze Viertel.

Bis Mitternacht dauert dieses Schauspiel. Dann ist es aus mit dem Glanz und Leben der neuweltlichen Straßenkolosse. In dunklen Nächten entströmt ihnen eine grauenvolle Leere. Sie gleichen Stein gewordenen Wasserfällen, die aus des Himmels Schleusentoren herab geflutet sind. Nichts regt sich in ihnen, nur Katzen huschen über den Damm. Und du selbst läßt die Einöde hinter dir und blickst verstohlen nach dem ach so glücklichen Europa.

Zoologisches.

Von Hans Reimann.

Ich bin irre geworden an dem, was mir die Lehrer eingebläut haben. Es ist alles Lug und Trug.

Der Ausdruck „Rabenmutter“ ist Unfug. Denn, und das habe ich persönlich ausdauernd und eingehend beobachtet, die Rabenmütter sind die Zärtlichkeit selbst, geradezu erschütternd liebevoll.

Dagegen sind die Häsinnen Rabenmütter, sie kümmern sich den Teufel um ihre Jungen.

Der Vogel Strauß ist Quatsch.

Er steckt gar nicht den Kopf in den Sand. So hirnverbrannt ist er keineswegs. Er steckt nicht den Kopf in den Sand, sondern er reißt aus.

Der Ausdruck „Straußenpolitik“ ist demzufolge als verfehlt anzusehen und als solcher zu streichen.

Hunde, die bellen, beißen nicht.

Oho, mein Lieber! Ich liege schwer krank danieder: eine Bißwunde, so groß wie der Kopf eines Hundes. Und gebellt hat der Köter das war schon nimmer schön.

Hunde, die bellen, können grausam beißen.

Das Kamel mit seinem mysteriösen Magen ist ebenfalls Quatsch. Nicht wahr, man schneidet den Magen auf, und schon plätschert das Wasser, daß man nicht vollends verschmachte?

Das Kamel wird euch eins husten, ihr Wüstenfahrer!

Im Kamelmagen schaut's akkurat so aus wie in jedem anderen Magen. Nämlich unerfreulich. Von Wasser nichts zu gespüren! Vierunddreißig — sage und schreibe vierunddreißig — Wünschelruten habe ich an eine Karawane von Kamelen gehalten. Die Rute wies genau nach dem Nordpol, der entgegengesetzten Richtung.

Der Kuckuck heißt Kuckuck, weil er Kuckuck ruft.

Gut, aber die Kuckucke in Polen — wenigstens jene, die ich zu hören das Vergnügen hatte — riefen allesamt „Kuk-kuckuck!“ Ich hoffe, es war dies kein Defekt wie das notorische Stottern.

Im Falle der Verneinung stehe ich nicht an, die polnischen Kuckucke für Kuckuckucke zu erklären.

Katzen sind nicht falsch.

Kein Mensch wird das glauben wollen — ausgenommen diejenigen die sich mit Katzen freundlich abgegeben haben.

Daß Katzen falsch seien ist die grimmigste Falsch-Psychologie, die man sich denken kann. Katzen sind anhänglicher, gescheiter, treuer appetitlicher, zarter und dankbarer als Hunde. Katzen sind sauber, aber nicht falsch.

Sie sind lediglich zu denen falsch — die — in der vorgefaßten Meinung, Katzen seien falsch — sie als falsche, nämlich falsch behandeln.

Hunde sind nicht treu. Daß sie den Menschen „treu“ sind, das ist Egoismus und alles mögliche andere. Ihrer Hundemadame sind sie durchaus untreu.

Wenn ein Mensch immerfort dieselbe Marke Zigarren raucht, ist er doch nicht treu, wie?

Treue gilt nur unter Gleichartigen.

Der Mensch ist ein Hornvieh. Aber das lernt man nicht in der Schule, sondern erst später, wenn man zum Beispiel seine Meinungen über Tiere stichweise prüft.



Bunte Chronik



* **Präsident Doumergue sammelt seine Hosenknöpfe.** Präsident Doumergue ist ein Ordnung liebender Herr. Dieses Zeugnis stellt ihm wenigstens Mlle. Anna, die Obernäherin des Elysee, aus. Und sie muß es ja wissen. Kürzlich erschienen in Paris ihre hochinteressanten Memoiren, in welchen sie die verschiedenen Diplomaten und Staatsoberhäupter nach der Zahl der abgerissenen Knöpfe beurteilt. Mit tiefem Seufzer erklärt sie, daß ihr z. B. Zar Nikolaus, als er einst Gast des französischen Präsidenten gewesen war, viel zu schaffen gab. Es geschah bei einer großen Festlichkeit. Von den Gamaschen des Zaren löste sich plötzlich ein Knopf und der Schaden mußte sofort repariert werden. Sie wurde also gerufen, hatte aber eine äußerst schwere Arbeit zu leisten, denn der Zar wollte nicht einen Augenblick ruhig stehen. Sie war auch mit dem Präsidenten Fallières nicht zufrieden. Dieser hatte nämlich ständig seine Knöpfe vom Rock verloren und sie, die Ärmste, mußte dann die passenden Knöpfe herbeischaffen. Mit Doumergue ist es aber ganz anders. Mit dem jetzigen Präsidenten ist Mlle. Anna höchst zufrieden, denn dieser sammelt all seine abgerissenen Knöpfe und die Obernäherin hat nur die Aufgabe, diese anzunähen.

*

* **Die Lachpflanze.** In Arabien wächst eine seltsame Pflanze, die ihren Namen einer merkwürdigen Eigenschaft, die sie besitzt, verdankt. Sie ist von mäßiger Größe, hat hellgelbe Blüten, die zwei bis drei Saatkörner hervorbringen. Die Eingeborenen trocknen diese Körner und stoßen sie dann zu Pulver. Eine Prise dieses Pulvers ruft dieselbe Wirkung hervor wie die Einatmung von Lachgas. Es veranlaßt die Menschen, die Gebrauch davon machen, zum Tanzen, Lachen und anderen Freudeäußerungen so daß sie für kurze Zeit vor lauter Freude außer Rand und Band sind. Schließlich tritt eine Ermüdung ein, die zu tiefem Schlaf überleitet.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.